Das heilige Wasser.

(Eine Parabel.)

Jussuf, der Scherbetverkäufer, hatte die arme Zuleika geheirathet, weil sie sanft schien wie ein Täubchen. Aber bald zeigte sich's, daß sie gern ihren eigenen Kopf aufsetzte und ihrem Manne bei jeder Gelegenheit widersprach. Weil jedoch auch er die Herrschaft im Hause sich nicht wollte schmälern lassen, kam es schließlich jeden Tag zu heftigem Streite und Schlägen für die junge Frau. Dann lief Jussuf im Zorn in die Hafenschenke und betrank sich dort trotz Koran und Muhammed. Kehrte er dann aber noch gereizter zurück, so schimpfte Zuleika neuerdings; er polterte, sie wollte das letzte Wort haben, und der Schluß war, daß er sie abermals prügelte.

In ihrer Trostlosigkeit klagte die junge Frau endlich ihren Kummer einem weisen Derwisch, welcher außen vor der Stadt einsam lebte. Dieser nickte, als er Alles vernommen, mit dem Kopfe, begab sich hinter seine Hütte, schöpfte in eine Flasche Wasser aus seiner Cisterne, ging dann wieder zu der Besucherin, verlangte zwei Piaster für die Flüssigkeit und sprach: „Sieh, hier in dem Glase hast Du etwas von dem heiligen Wasser Muhammeds! Jedes Mal, wenn Dein Mann wieder zornig nach Hause kommt und zankt und poltert, nimm einen Schluck hievon in den Mund und behalte es so lange darin, bis er ausgetobt hat. Hab' Acht: das heilige Wasser wird Wunder wirken — denn Du wirst keine Schläge mehr bekommen!"

Ueberglücklich zahlte Zuleika, lief nach Hause und nahm, als bald nachher Jussuf fluchend heimkehrte, sofort heimlich einen Schluck des heiligen Wassers in den Mund. Wohl schalt er wie sonst, polterte und zankte, um sie zu reizen, auf sie ein; aber sie blieb steif und stumm. Und siehe da! Allmälig beruhigte sich sein Zorn, und er legte sich endlich hin und schlief. Das heilige Wasser hatte also wahrhaftig ein Wunder gewirkt: Zuleika bekam keine Schläge mehr!

Und so wiederholte sich's noch oft — ja, nach und nach verlor sich Jussufs Zanksucht, und sie lebten wie die Tauben.

Zukunftsblicke Alexander Dumas'.

Man schreibt aus Paris: Zu den zahlreichen Rathgebern, welche seit einiger Zeit die französische Jugend auf den rechten Weg der Zukunft zu leiten suchen (oder auf die Wege vielmehr, denn jeder von ihnen empfiehlt eine besondere Bahn), zu de Vogue, Lavisse, Aulard, Em. Zola, hat sich nun auch Al. Dumas gesellt. In einem an den „Gaulois" gerichteten Briefe behandelt er die künftigen Geschicke der Menschheit und tritt dabei der Zola'schen Theorie entgegen, daß das wahre Glück nur in der Arbeit zu finden sei. Von den Ideen Dumas' mögen folgende Sätze des Briefes eine Vorstellung geben: „Die Menschheit verzichtet darauf, in das ewige Weltgeheimniß einzudringen. Sie ist zu den Religionen gegangen, die ihr nichts bewiesen haben, denn sie waren verschiedener Art; sie hat sich an die Philosophien gewandt, von denen sie nichts erlernte, denn dieselben widersprachen einander. Sie wird jetzt versuchen, sich selber zu helfen, mit ihrem einfachen Instinct und gesunden Verstande, und da sie auf der Welt ist, ohne zu wissen, wie, noch warum, so wird sie sich bemühen, mit den Mitteln, welche die Erde ihr liefert, glücklich zu sein."

Dumas stellt eine Aera allgemeinen Friedens und allgemeiner Liebe in Aussicht. In den jetzigen Völkerstreitigkeiten sieht er nur die letzten Zuckungen eines Systems, das sich ausgelebt hat. Die Verständigung ist unvermeidlich, in kürzerer Zeit, als man glaubt. Ist es, weil ich bald die Erde verlassen werde und weil das Leuchten, das ich schon unter dem Horizont sehe, mein Auge blendet?—mir scheint, daß unsere Welt sich der Erfüllung des Wortes nahert: „Liebet euch untereinander!" ohne sich übrigens darum zu bekümmern, ob ein Mensch oder ein Gott dieses Wort gesprochen hat. Die spiritualistische Bewegung, welche man allerseits bemerkt und welche so viele ehrgeizige oder naive Leute leiten zu können glauben, wird durchaus humanitärer Art sein. Die Menschen, die nichts mit Mäßigung thun können, werden von einer Liebeswuth ergriffen werden. Das wird natürlich nicht sogleich und ohne Schwierigkeit von Statten gehen. Es wird vielleicht blutige Mißverständnisse geben, so sehr sind wir in der Gewohnheit des Hasses erzogen worden; aber da dieses große Gesetz der Bruderschaft sich eines Tages erfüllen muß, so bin ich überzeugt, daß die Zeit beginnt, in welcher wir unwiderstehlich seine Erfüllung wollen werden."....

— **Sie will Widerspruch.** Frau: „Mann, hast Du dem Kellner ein Trinkgeld gegeben?"—Mann: „Ja, liebe Frau."—Frau: „Hast Du ihm viel gegeben?"—Mann: „Ja, mein Weibchen." — Frau: „Du hättest ihm aber nicht viel geben sollen!"—Mann: „Ich habe ihm nicht viel gegeben, Herzchen." — Frau: „Du hättest ihm gar nichts geben sollen!" — Mann: „Ich habe ihm auch gar nichts gegeben, Liebste."—Frau (wüthend): „O, Du ärgerst mich zu Tode!"—Mann: „Aber, liebe Frau, ich will Dir doch nicht widersprechen."

— **Eingegangen.** Neffe: „Sage 'mal, Onkel, könntest Du mir hundert Mark wechseln?" Onkel: „Ja, wie kommst Du denn zu einem Hundertmark-Schein?" Neffe: „Hab' auch keinen! Wollte nur wissen, ob Du Geld bei Dir hast!"

Der schüchterne Emil.

Humoreske von Fr. Regensberg

„Guten Tag, Frau Schmittekind, rief der Maler Adrian Flörke, seinen breitrandigen, weichen Filzhut ziehend. „Wieder fleißig bei der Arbeit?"

„Muß wohl, Herr Flörke, wir können ja nich alle als Rentenierer uff die Welt kommen," gab die stämmige, vor dem Waschfaß stehende Frau zur Antwort.

Der Maler hatte lachend ihrer Arbeit zugeschaut; die Frau aber meinte: „Ja, sehen Sie, Reinlichkeit ist mein Element. Dadruff halte ich, fast so viel wie uff die Religiou. Ohne Reinlichkeit und Religion ist's nichts mit den Menschen. Wo ich Flecken sehe, da muß ich scheuern, bis Alles wieder propper ist. Glauben Sie mir, Herr Flörke, eine Frau, die nicht für die Propperteh ist, mit der kommen Sie schlecht an. Das merken Sie sich, wenn Sie mal uff die Freite gehen."

„Will's mir gesagt sein lassen," meinte dieser, indem er, ergötzt durch diese praktische Lebensphilosophie, die unter dem hochgewachsenen, kräftigen Manne knarrende Treppe emporstieg.

Oben klopfte er derb an die Thür, welche eine Visitenkarte des Dr. Emil Kerstein trug, und trat ein, ohne erst eine Aufforderung dazu abzuwarten. Der Insasse des Zimmers saß an einem neben dem offenen Fenster stehenden Schreibtische, eifrig damit beschäftigt, einen großen Haufen Hefte durchzusehen und die schriftlichen Sünden seiner Sextaner mit rother Tinte zu kennzeichnen. Als er sich erhob, um den Freund zu begrüßen, sah er neben dem breitschulterigen Maler, der ihn fast um Kopfeslänge überragte, schmächtig aus, obwohl er sonst gar keine üble Figur machte.

„Na, wie war's denn nun gestern?"

„O, ganz nett, Franz!"

Der junge Gymnasiallehrer wurde feuerroth, und als der Maler das gewahrte, sprang er auf und rief, bevor jener noch geantwortet hatte, sich ingrimmig den Vollbart streichend:

„Ich sehe schon — es war nichts damit, und Du hast wieder einmal den schüchternen Emil gespielt!"

Die Beiden waren seit den Kinderjahren befreundet und Flörke hatte von jeher gern den Mentor des um einige Jahre jüngeren Genossen gespielt. Der Künstler, der sich gegenwärtig bereits eines wohlverdienten Rufes erfreute, obwohl er noch nicht lange das im „Mantelliede" angegebene Alter überschritten hatte, war thatkräftig, selbstbewußt und immer gut aufgelegt — ein geborener Optimist.

Um so mehr ärgerte ihn das bescheiden zurückhaltende Wesen des von ihm sehr hoch geschätzten Freundes, das im Verkehr mit Fremden und namentlich mit Damen zu einer oft komisch wirkenden Schüchternheit wurde. Kerstein hatte dem Maler gegenüber kein Hehl daraus gemacht, daß er für die anmuthige Agnes Lindheim eine tiefe Neigung empfinde.

Die Freunde verkehrten Beide in der angesehenen Kaufmannsfamilie und Flörke hatte bald die Gewißheit gewonnen, daß das Mädchen Kersteins Gefühle erwidere und daß auch die Eltern eine Verbindung ihrer Tochter mit dem jungen Philologen gern sehen würden. Trotzdem hatte Emil es bisher aber nicht über sich gebracht, seiner Angebeteten einen Antrag zu machen. Vor Flörke immer wieder gedrängt, hatte er diesem endlich versprechen müssen, die gestern stattgehabte Landpartie benutzen zu wollen, um die Angelegenheit zur Entscheidung zu bringen.

„Weiß der Kuckuck, wie es zugeht, daß Dich jede Schürze aus dem Konzepte bringt," fuhr Flörke in seiner Strafrede fort. „Du bist doch sonst ein ganzer Kerl, hälst Deine Rangen in strenger Zucht, bist sogar Reserve-Lieutenant und findest nun nicht einmal den Muth, einem Mädel, das nichts mehr ersehnt, als Dir mit Anstand um den Hals fallen zu können, dazu die Gelegenheit zu bieten. Wenn es denn gar nicht anders geht, so verfahre doch nach dem bekannten Recept, das da vorschreibt, eine Maid, deren Gefühle man erforschen will, einfach beim Schopf zu nehmen und zu küssen. Hat sie Dich gern, so läßt sie sich's ruhig gefallen — andernfalls schreit sie oder gibt Dir eine Ohrfeige. Da weiß man gleich, woran man ist."

Kerstein mußte nun doch lachen. „Erst hatten wir „Rembrandt als Erzieher", nun kommt „Franz Hals als Ehestifter," der sicherlich noch mehr Absatz finden wird."

„Da verkennst Du mich aber sehr, alter Sohn," brummte der Maler. „Ich erstrebe durchaus keinen Kuppelpelz."

„Du thust mir diesmal Unrecht, Franz. Nicht an mir lag die Schuld, daß es gestern nicht zu einer Aussprache zwischen uns gekommen ist. Ich konnte Agnes keinen Augenblick allein sprechen, so scharf ich auch aufpaßte. Aber ich schwöre Dir's zu, bei nächster Gelegenheit —"

„Nichts da, Freundchen," fiel ihm der Maler energisch in's Wort. „Die Sache muß noch heute ein Ende nehmen. Setze Dich also gleich hin und schreibe Deiner Agnes einen Brief, in dem Du ihr in wohlgesetzten Worten Herz und Hand anträgst und um die Erlaubniß bittest, morgen — Sonntag — Vormittag bei ihren verehrlichen Eltern um sie anzuhalten."

Emil fuhr erschrocken auf. „Ja, so Hals über Kopf geht das doch aber unmöglich," meinte er beklommen. Der Maler erklärte jedoch, nicht von der Stelle zu weichen, bis der Brief geschrieben sei, den er persönlich in den Briefkasten werfen wolle, und so machte sich denn Kerstein, das Unnütze weiteren Widerstandes einsehend, seufzend an die Arbeit.

Gerade war das schwere Werk vollbracht, als der Briefträger erschien und einige Zeitungen und einen Brief abgab.

„Mit welcher Schonung stellst Du denn in Korrespondenz, Schüchterner?" forschte der Maler neugierig. „Die Briefadresse rührt offenbar von einer Damenhand her."

„Dummes Zeug, ich wüßte nicht, daß irgend eine Dame mir etwas zu schreiben hätte, betheuerte Kerstein, wurde aber sichtlich betroffen, als er das Schreiben durchflog.

„Nun, was ist's" begehrte Flörke zu wissen.

Der Freund murmelte aber nur einige unverständliche Worte und reichte ihm mit gerunzelter Stirn den Brief hin. Er lautete:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Wie ich höre, soll man Ihnen ja nächstens gratuliren dürfen. Ist es denn wirklich wahr? Sie verzeihen wohl gütigst, wenn ich hiermit mir herausnehme, Sie daran zu erinnern, daß wir noch eine kleine Rechnung zu begleichen haben. Da Ihre Zeit jetzt gewiß sehr in Anspruch genommen ist, werde ich mir erlauben, Sie morgen Vormittag um elf Uhr zu diesem Zwecke zu besuchen, und verbleibe bis dahin

Ihre ergebene
Flora Siebmacher."

Der Maler schüttelte erstaunt den Kopf. „Was hast Du mit Flora Siebmacher, verkappter Don Juan; wer ist dieses Weib?"

„Ach Gott, die Tochter meiner früheren Hauswirthin, bei der ich in diesem Frühjahr — während Du in Italien warst — kurze Zeit wohnte."

„Und was will sie von Dir? Ist sie schön oder häßlich?"

Es kostete Kerstein sichtliche Selbstüberwindung, bevor er gestand:

„Sie ist ein auffallend hübsches Mädchen, wenn auch ihr Genre gar nicht nach meinem persönlichen Geschmack ist. Trotzdem merkte ich aber bald, daß sie es förmlich auf mich abgesehen hatte. Sie suchte sich mir bei jeder Gelegenheit zu nähern, wartete Abends bis ich nach Hause kam, und leuchtete mir auf mein Zimmer, so oft ich mir das auch verbat."

Flörke pfiff durch die Zähne. „Und was habt ihr für eine Rechnung mit einander zu begleichen?"

„Unsinn, das Frauenzimmer ist toll. Ich weiß nicht, was sie will!"

„Na, Emil, halte nicht hinter dem Berge, sondern sage mir Alles."

„Aber ich gebe Dir mein Wort — es war die reine Kinderei. Eines Abends fiel sie mir fast um den Hals, und da konnte ich nicht umhin, ihr einen Kuß zu geben."

Der Maler lachte. „So ein alter Sünder! Und weiter— denn sicher ist es doch nicht bei dem einen Kuß geblieben."

„Nun, ich habe also ein paar Mal geküßt, weil sie mir gar keine andere Wahl ließ, zog dann aber gleich aus, da mir die Angelegenheit doch peinlich war. Jetzt ist sie das nun natürlich noch viel mehr. Ich halte diese Flora für eine leidenschaftliche Person, die im Stande ist, aus eifersüchtiger Wuth Skandal zu machen, wenn meine Verlobung mit Agnes bekannt wird. — Jedenfalls kann ich unter diesen Umständen nicht daran denken, um sie zu werben. Gieb mir also den Brief zurück, Franz!"

„Nur ruhig Blut," mahnte Flörke aber ganz gelassen. „Die Epistel bleibt in meiner Tasche, bis sie in den nächsten Briefkasten wandert. Und mit dieser verliebten Flora wollen wir schon fertig werden. Du bist freilich dazu nicht die geeignete Persönlichkeit. Deswegen werde ich morgen früh hier an Deine Stelle treten und mit der jungen Dame verhandeln. Du gehst um zehn Uhr in vollem Wichs fort und trinkst erst einen Frühschoppen, damit Du die nöthige Courage hast, nachher als Freier aufzutreten. Ich komme dann rechtzeitig und nehme Deine Stelle ein."

Emil Kerstein wollte noch allerlei Bedenken geltend machen, aber schon hatte der Maler seinen Hut genommen, ihm kräftig die Hand geschüttelt und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Verabredetermaßen saß Adrian Flörke am nächsten Vormittage an dem Schreibtische des Freundes und harrte nicht ohne einige Spannung auf das Kommen von Flora Siebmacher. Endlich näherten sich draußen leichte Schritte und es wurde geklopft — aber ganz schüchtern.

„Sie zeigt zunächst die Sammetpfötchen und thut sentimental", dachte er, indem er „Herein" rief.

Sehr lebhaft war jedoch seine Ueberraschung, als die Eintretende ganz und gar nicht dem Bilde entsprach, das seine Phantasie nach Kerstein's Schilderung sich von Flora entworfen hatte. Er erwartete eine feurige Brünette mit funkelnden Augen, dunklem Haar und üppigen Formen zu finden, während eine allerliebste Blondine mit Taubaugen und einem reizenden Stumpfnäschen vor ihm stand. Der Ausdruck ihrer Züge verrieth Sanftmuth, aber nicht ohne Schelmerei. Die Toilette war einfach, indessen sehr gewählt und kleidete sie vortrefflich.

„Verzeihen Sie, ich glaubte Herrn Dr. Kernstein zu Hause treffen," begann sie mit wohllautender Stimme, während der Maler sich verbeugte.

„Mein Freund ist ausgegangen, wird aber sogleich zurückkehren. Er würde es lebhaft bedauern, Sie verfehlt zu haben. Wollen Sie nicht die Güte haben, so lange Platz zu nehmen?"

Sie nickte mit dem von einem geschmackvollen Capothütchen eingerahmten Kopfe und setzte sich auf das Sopha, während Flörke für sich einen Stuhl an den davorstehenden Tisch zog. Dann fuhr er fort:

„Uebrigens sind wir seit Jahren so vertraute Freunde, daß wir gar keine Geheimnisse vor einander hegen. Sollte er also wider Vermuthen länger ausbleiben, so dürfen Sie mir ungescheut Ihre Wünsche anvertrauen."

„So sind Sie auch Pädagoge?"

„Das gerade nicht, sondern Porträt- und Genremaler; doch sind mir auch die Wissenschaften keineswegs fremd."

Sie lachte. — „Ein wahrhaft verführerisches Lachen," gestand sich Flörke. „Kein Wunder, daß selbst der Schüchterne den Muth gewann, ihr einen Kuß zu geben."

„Nein, dann können Sie mir doch nicht helfen," meinte sie. „Ich habe mit dem Herrn Doktor gerade in seiner Eigenschaft als Schulmann zu verhandeln."

„Du machst mir nichts weiß," dachte der Maler. „Aber ich muß wohl etwas deutlicher werden." Dann sagte er laut:

„Er soll Ihnen wohl einen kleinen Vortrag über den Unterschied zwischen den heidnischen Gottheiten Amor und Hymen halten?"

Sie schien ihn nicht zu verstehen oder that doch so und meinte nach einer Pause:

„Sie haben mir noch nicht gesagt, mit wem ich das Vergnügen habe."

Adrian Flörke verbeugte sich und nannte seinen Namen.

„Ah, der Maler der beiden Porträts im Kunstverein?" fragte sie, lebhaft interessirt.

„Ihnen zu dienen."

„Ich habe namentlich das Damen-Bildniß bewundert. Es ist so lebendig und frisch gemalt. Ich kenne das Original nicht, aber man hat beim Betrachten des Bildes das Gefühl: so muß das Urbild aussehen, das der Künstler geschaut hat. Das Porträt muß ähnlich sein—in dem Sinne, wie ein Kunstwerk das eben sein soll."

„Sie urtheilen sehr freundlich über meine Leistung," entgegnete Flörke, der im Anschauen die es holden Antlitzes sich immer mehr gefesselt fühlte. „Ich würde noch Besseres schaffen, wenn es mir vergönnt wäre, so wunderbar schöne Züge wiedergeben zu dürfen. Und zum Höchsten würde es mich begeistern," rief er leidenschaftlich, „wollten Sie mir eine gleiche Gunst gewähren, wie meinem Freunde, diesem kalten Moralisten, der das nicht zu schätzen wußte."

Er war ihr inzwischen mit seinem Stuhle immer näher gerückt. Sie aber stand hastig auf und sagte kalt abweisend:

„Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe Sie nicht."

„Ach, schönste Flora, thun Sie doch nicht so! Der Emil hat mir ja Alles gesagt."

Dabei beugte er sich vor, um seinen Arm um ihre Taille zu legen.

In demselben Augenblick erhielt er eine schallende Ohrfeige auf die rechte Wange. Die Dame wich zur Seite und blickte mit zornfunkelnden Augen auf den Maler. Dieser rieb sich die getroffene Stelle und mußte dabei an das Recept zur Erforschung der Gefühle junger Damen denken, das er gestern dem Freunde angegeben.

„Alle Wetter, haben Sie aber eine Schlagfertigkeit!" brummte er dann.

„Sie genügt wenigstens, um Zudringliche abzufertigen," entgegnete sie streng und setzte, zur Thür gehend, noch hinzu: „Empfehlen Sie mich unbekanntermeise dem Herrn Doctor und sagen Sie ihm —"

„Um Gottes willen," fiel ihr Flörke bittend in's Wort, dem es jetzt unheimlich licht im Gemüthe wurde. „Sie sind nicht Fräulein Flora Siebmacher?"

„Nein, die bin ich nicht, und die kenne ich auch gar nicht. Wie kommen Sie zu der Frage?"

„Sie sehen mich untröstlich — ich bitte tausend Mal um Verzeihung, gnädiges Fräulein," stöhnte der Maler. „Verweilen Sie nur noch einen Augenblick, um eine Aufklärung meines Irrthums entgegenzunehmen! Sie dürfen nicht so von mir gehen!"

Sie trat wieder zum Tische, setzte sich aber nicht, und hörte Flörkes Erzählung zu. Er hielt seine Schilderung möglichst discret, um seinen Freund und die wirkliche Flora nicht bloszustellen, erklärte aber mit so glücklichem Humor die Lustspielsituation, die sich aus seiner falschen Voraussetzung ergeben hatte, daß die Miene der Dame sich zusehends aufhellte.

Als er zum Schluß noch eingehender darlegen wollte, welch' wunderbaren Eindruck die vermeintliche Flora auf sein Künstlergemüth gemacht habe, wehrte sie ab und sagte lachend:

„Nun ja, die Herren brennen stets gleich lichterloh, allein so ein Flackerfeuer erlischt auch ebenso rasch. Jedenfalls soll Ihnen aber hiermit für das Geschehene in aller Form Vergebung ertheilt werden." Sie reichte ihm ihre kleine Hand, die er respectvoll an die Lippen führte. Dann fügte sie noch hinzu: „Wenn es aber ernsthaft gemeint war, daß Sie mich gern malen möchten, so könnte dazu wohl Rath werden."

„Ich hege wirklich keinen sehnlicheren Wunsch, mein gnädiges Fräulein," betheuerte er.

„Bin weder Fräulein noch gnädig," meinte sie — frei nach Goethe — und dabei schalkhaft lächelnd, „sondern einfach Frau Grete Herwag. Ich wollte wegen meines Kleinen, der in der Sexta sitzt, mit Dr. Kerstein Rücksprache nehmen, da der Junge schon ein paar Mal eine schlechte Wochencensur heimgebracht hat. Wollen Sie ihm das gütigst ausrichten? Und wenn Sie mich mit Ihrem Besuche erfreuen, so können wir das Weitere besprechen."

„Wie Sie wünschen, Frau Herwag," murmelte Flörke und gab ihr dann mit kläglicher Miene das Geleit bis zur Hausthür.

Er war aus allen seinen Himmeln gestürzt. Also eine verheirathete Frau war sie! Keine Aussicht für ihn, dies holde Wesen zu besitzen, das binnen wenigen Minuten in ihm Gefühle erweckt hatte, die ihm bis heute fremd geblieben waren.

Er achtete nicht auf die Mutter Schmittekind, die nebst Mann und Söhnlein aus der Kirche heimkehrte und sich eben anschickte, über Beide eine fürchterliche Musterung betreffs der von ihr so hochgeschätzten Reinlichkeit abzuhalten. Wie ein todtmüder Mann stieg er die Treppe zu Emils Zimmer wieder empor und warf sich dort der Länge nach auf das Sopha, auf dem soeben noch sie gesessen hatte, die er nie wieder sehen durfte, wenn er ein Ehrenmann bleiben wollte. Er versank in tiefes Grübeln.

Plötzlich ward die Thür aufgerissen, und freudestrahlend erschien Emil Kerstein auf der Schwelle. Seine Miene verdüsterte sich aber etwas, als er den Freund so niedergeschlagen dasitzen sah.

„Was hat es gegeben, Franz?" fragte er besorgt. „War Flora hier?"

„Nein," entgegnete der Maler, „nur eine Dame, Frau Herwag, ist dagewesen, die mit Dir wegen ihres Söhnchens sprechen wollte."

„Ach ja, ich habe den Kleinen der hübschen Wittwe in meiner Klasse."

Flörke sprang auf, daß der Tisch beinahe umfiel, und packte den Freund bei beiden Schultern. „Wittwe sagst Du — Mensch, ist das wahr?" rief er. „Du gibst mir das Leben wieder!"

„Ja, ja!" entgegnete der Gymnasiallehrer, der argwöhnte, sein getreuer Mentor habe vorher etwas stark gefrühstückt. „Frau Herwag ist die Wittwe eines Bankiers. Man hatte sie als blutjunges Ding mit dem schon älteren Manne verheirathet, der aber nach Jahresfrist starb."

„Du bist ein Goldmensch — aber verzeihe, daß ich mich jetzt erst nach Deinen Angelegenheiten erkundige. Also wie ist Alles abgelaufen?"

„Ausgezeichnet, Franz," sagte Kerstein, jetzt wieder strahlend. „Agnes ist meine geliebte Braut, die Alten sind einverstanden, und Alle laden Dich, den bewährten Freund und Rathgeber, ein, sofort mit zum Verlobungsmahle zu kommen."

„Ja, was geschieht aber mit Flora Siebmacher?" meinte Flörke bedenklich.

„Das ist mir ganz egal", rief Emil, der jetzt alle Schüchternheit verloren zu haben schien, ordentlich übermüthig.

Da klopfte es, und Frau Schmittekind's Gottlieb brachte einen Brief, den soeben ein Kind unten abgegeben habe. Kernstein sah sofort, daß die Adresse wieder von Flora's Hand war. Er erbrach den Umschlag, durchflog den Brief und überreichte ihn lachend dem Freunde. Dieser las laut:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Leider kann ich nicht kommen, da Mutter wieder ihre Zufälle hat. Ich muß Ihnen daher schriftlich mittheilen, daß es sich um eine verbrannte Tischdecke handelt. Die Sache war uns durch den Kopf gegangen, als Sie auszogen, und Sie haben natürlich auch nicht daran gedacht. Sie war grün mit gelben Streifen, und der es gethan, war ein Kollege von Ihnen — ich weiß den Namen aber nicht. Er hatte ein noch glimmendes Streichhölzchen darauf geworfen, anstatt in den Aschbecher, der doch auf dem Tische stand.

Entschuldigen Sie die Ungelegenheit und seien Sie bestens gegrüßt von

Ihrer ergebenen
Flora Siebmacher."

Eine Rechnung über zehn Mark war beigefügt.

„Das war in der That viel Lärm um nichts," schmunzelte Kerstein.

„Sag' das nicht," protestierte der Maler. „Ohne jenen mißverstandenen Brief hätte ich ja nimmermehr mein Glück gefunden, das ich mir nun zu erringen hoffe."

„Ja, Fränzchen, ich verstehe aber immer noch nicht —"

„Komm, ich erzähle Dir Alles unterwegs," frohlockte der Maler. „Hoffentlich gelingt es mir, Dir in der Fixigkeit des Verlobens erfolgreich nachzueifern, damit auf uns Beide die Devise des Ordens der glücklichen Freier passe, die da lautet: Suum cuique — Jedem das Seine!"

— **Die deutschen Reichsstädte** des Südens und Westens waren gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit Ausnahme Frankfurts in unaufhaltsamem Verfall, sie waren tief verschuldet, ein verrottetes Patrizierregiment verhinderte das Aufblühen zeitgemäßer Gewerbethätigkeit. Noch erließ der Rath hochtönende Verordnungen, aber der Senatus populusque Bobingensis oder Nordlingensis, wie er sich in heroischem Stil nannte, war den Nachbarn ein Gespött geworden. Das berühmte Ulm, die südliche Hauptstadt Schwabens, einst die Herrin des italienischen Speditionshandels, war so heruntergekommen, daß man annahm, sie müsse ihr Gebiet verkaufen, um sich vor dem Bankerott zu retten; auch Augsburg war nur ein Schatten früherer Größe; aus den fürstlichen Kaufleuten waren schwache Commissionshändler und kleine Wechsler geworden, es wurde behauptet, daß die Stadt nicht sechs Firmen enthalte, die mehr als 200,000 Gulden vermochten. Im schlechtesten Rufe stand das große Köln; dort lagen die Düngerhaufen tagelang in den Straßen, es gab keine Straßenbeleuchtung, das Pflaster war elend, an finsteren Abenden war Gefahr für Hals und Beine, auch unsicher waren die Wege, mit lungerndem Lumpenvolk angefüllt. Denn die Bettler bildeten eine große Gilde, welche auf fünftausend Köpfe geschätzt wurde; bis zu Mittag saßen und lagen sie an den Kirchthüren, reihenweise, viele auf Stühlen; der Besitz eines solchen Stuhles wurde als eine sichere Rente betrachtet und dem Betteltinde als Aussteuer angewiesen; wenn sie ihre Stellen verließen, dann zogen sie in die Häuser, Mittagskost zu fordern, eine grobe, bösartige Bande.

— **Anspruchslos.** Fabrikleiter: „Bedaure, Ihnen keine Beschäftigung geben zu können — wir haben gegenwärtig selbst sehr wenig zu thun!" — Stellesuchender: „Wenn's nur a' Bisserl was wär' — viel Arbeit will i' gar net."

Jano.

Von W. Savatiac.

Die Sonne lachte so heiter herab und säumte die weißen Segel der großen Seeschiffe und die braunrothen der Fischerboote mit goldenen Streifen ein, — selbst die trübgraue Fluth des Hafens schien heute einen grünlich-glänzender Schimmer zu tragen — das hastige und vielgestaltige Treiben an den Piers und auf dem breiten Hafenbecken selbst schien heute lebendiger, fröhlicher als sonst — kurz, es war ein so schöner Sommertag, wie es nur je einen im Jahre gegeben hatte.

Nur eine Wolke sahen die Passanten, die am Hafen neugierig herumschlenderten, und diese war schwer zu entdecken, denn diese Wolke stand nicht am Firmament, sondern auf der Stirn eines Mannes, der theilnahmlos auf dem Quai dahinschritt. Seine Gewänder hatten einen eleganten Schnitt, aber sie waren abgetragen: aus seinem feingeschnittenen Antlitz blitzte die Sorge und der Kummer und der weiche, schwarze Vollbart, der es umrahmte, war nicht gepflegt, wie er es verdiente.

So sonnig die Außenwelt — so trüb waren die Gedanken, die den Einsamen erfüllten. Hans Bolten hatte Tage des Glanzes gesehen, wie er nun die Tage der Noth bitter kennen gelernt hatte. Alle, die ihn liebten, und die er geliebt hatte, waren todt — und fremde Menschen — er hatte die Hartherzigkeit der Welt in zwei Welten schaudernd kennen gelernt!

Drüben hätte er an den Straßenecken verhungern können. So war er mit dem letzten Gelde auf dem Platze des Schiffes zurückgekommen. Indeß drei Tage nur langte seine Baarschaft. Und diese drei Tage hatte er redlich ausgenutzt, um irgend eine Stelle, eine Unterkunft zu suchen! Nichts! Eine einzige Mark hatte er noch in der Westentasche und heute war er, wenn sie dahingeflogen war, obdachlos und ein Bettler.

Die heitere, lachende Sonne — sie vermochte nicht die schwarzen Gedanken, die in ihm keimten und wuchsen, zu zerstreuen und sie zu lichten zu machen. Da unten die trübe Fluth mit ihrer verschwiegenen Tiefe — wie Viele wohl hatten schon im Laufe der Jahrhunderte ihr zuletzt all' ihr Leid anvertraut, indem sie sich selbst im wilden Sprunge ihr anvertrauten, wie Viele! — —

Hans Bolten schüttelte sich, als er hier just hinunterblickte. Abfälle und Küchenreste, die man von den hier vertauten Schiffen einfach über Bord geworfen hatte, schwammen auf der Oberfläche, umgeben von einer Schaar kleiner und größerer Fische, die sich um die Bissen drängten. Brrr! Nein, wenn es sein müßte, dann weiter hinaus, dort, wo die letzten Molen sich in die hier schon in Wellen dahinrauschenden Fluthen streckten — dort, wo schon der Wind von der See hereinwehte, dort mochte es dann sein — —

* * *

Wieder ein vergeblicher Versuch! „Die Stelle ist besetzt!" Wankend schritt er aus dem Comptoir. Und doch war's nur die bescheidene Stelle eines Comptoirdieners gewesen, um die er gebeten. Die Füße brannten ihm — eine Müdigkeit, eine Gleichgiltigkeit gegen Alles überkam ihn und zugleich machte sich ein quälender Hunger bei ihm geltend.

Ja so — er hatte ja noch ein Geldstück — die stolze Summe von hundert Pfennigen. Damit konnte er noch satt werden und seinen brennenden Durst löschen. Und so trat er in eine der kleinen Schifferkneipen am Hafen, um für wenige Pfennige Wurst und Brod und einen Trunk kühlen Weins zu verlangen.

Da lag die eben erschienene Nummer des größten Blattes der gewaltigen Handelsstadt. Mechanisch griff er danach. Aber er sah gar nicht auf die Rubrik der „verlangten Personen", ihn „verlangte" ja doch Niemand, auf den localen Theil starrt sein Auge, um fast ohne jedes Interesse Zeile für Zeile in sich aufzunehmen.

„Gestohlen". Seltsam, wie ihn die Rubrik durchschauerte. In diesem Augenblick empfand er zum ersten Male, welche Verführerin zum Unrechten und Schlechten Noth sein kann. Gestohlen, und welche lange Zahl von Zeilen meldete hier kurz und bündig, was alles in wenigen Tagen in der großen Stadt mit List, Keckheit oder Verwegenheit geraubt wurde.

Ein geheimes Interesse fesselte ihn an diesen Artikel. Taschendiebe, Einbrüche, alles bunt durcheinander. Plötzlich lächelte er. Was mußten das für Diebe sein, die da aus dem Modeladen der Madame Zephyrine eine werthvoll angekleidete Wachsfigur in Lebensgröße gestohlen hatten. Der Polizeibericht sprach denn auch von einem „Bubenstück" und fügte hinzu, daß Madame Zephyrine eine Belohnung von 50 Mk. für die unbeschädigte Wiederablieferung der Figur ausgesetzt habe.

Der Kneipier, dem der Gast für die geringe Zeche wohl zu lange dasitzen mochte, mahnte ihn um die Bezahlung derselben. Da war das ganze graue Elend, das er für ein paar Secunden vergessen hatte, wieder da. Mechanisch steckte er fünfzig Pfenninge, die er zurückempfing, in die Tasche und trat wieder hinaus auf die Hafenstraße, die er langsam entlang schlenderte.

Nun mußte es sein! Eine wilde Entschlossenheit kam über ihn. Und mit unnatürlicher Ruhe überlegte er, wie es —zu Ende gehen solle! Und sein Entschluß war schnell gefaßt. Dort drüben wurden, wie ein weithin sichtbares Schild anzeigte, Böte und Jollen zu Spazierfahrten im Hafen vermiethet. Und wie er näher kam, jauchzte er fast auf. Die Stunde 50 Pfg.—eine Stunde brauchte er ja gar nicht, um hinaus zu gelangen, mit der jetzt eintretenden Ebbe zu den Molen draußen, wo er ein Ende machen wollte mit all' seiner Qual. —

Der Bootvermiether nickte gleichmüthig mit dem Kopfe, als Hans zu ihm herantrat und sagte:

„Kann ich für eine kurze Weile ein Boot haben? Ich möchte mir den großen Ostindienfahrer dort drüben einmal genau ansehen. Ich verstehe mit dem Boot umzugehen!"

Der Mann löste die Kette und Hans stieß ab. Er hatte nicht die Unwahrheit gesagt: er verstand wirklich die Ruder zu führen und die leichte Jolle schoß, von seinen kräftigen Ruderstreichen getrieben, pfeilschnell durch die Fluth.

Der Vermiether sah dem sich entfernenden Boote eine Secunde lang nach und nickte wie beifällig.

Mitten im Hafen fast lag das große fünfmastige Vollschiff, das gestern erst nach langer Fahrt von Ostindien kommend eingelaufen war. So abgekehrt Hans Bolten auch schon von Allem war, was ihn umgab, ein flüchtiges Interesse zuckte doch in ihm auf, als er an dem riesigen Schiffskörper, der bei all' seiner Größe doch gefällige Linien zeigte, langsam vorüberfuhr.

Und dann kam sie wieder über ihn— die trostlose Verzweiflung — mechanisch tauchte er seine Ruder ein, die langen Schiffsreihen rechts und links entfernten sich von ihm, die beiden weißen Arme der Molen noch streckten sich zu beiden Seiten von ihm aus, der Nachen schaukelte und hob und senkte sich, die kleinen Wellen schlugen klatschend an seine Seitenflächen — hier sollte es sein.

Langsam zog Hans die Ruder ein und nahm sie in's Boot. Müde schaute er um sich, als er sich erhob—da, heiliger Gott, was war das? Neben ihm, dicht neben dem Boot—hob sich da nicht aus den Wogen ein blasses, feines, zartes Mädchenantlitz, mit großen geöffneten Augen — —

Ein erstickter Schrei der Ueberraschung war's, den Hans ausstieß. Er bog sich weit über den Rand des Bootes, zu weit, denn im nächsten Momente kenterte dasselbe und er lag in der Fluth. Aber da neben ihm — die Ertrinkende! —

Die einzige Sekunde hatte aus dem Selbstmörder einen Retter gemacht. Ein Griff, und die wie leblose Gestalt war von seinen beiden Armen umspannt — ein mächtiger Ruf nach Hilfe drang nach d